

Edda P.-S.

«Wir mussten alle weggehen. Keine Industrie, nichts»



Edda P.-S., f., geboren 1928, aus Poschiavo in Graubünden/Schweiz, von 1945 bis 1951 in Chur, seit 1955 in Zürich

Wo bist du aufgewachsen? Ich wurde 1928 in Chur geboren. Aufgewachsen bin ich in Poschiavo, wo ich auch in die Primar- und Sekundarschule ging. Als ich sieben Jahre alt war, kam mein Bruder zur Welt, 1938 die Schwester, 1942 noch ein Bruder.

Die Familie meiner Mutter kam aus dem Veltlin. In der Zeit der Gegenreformation flüchteten sie als Protestanten nach Poschiavo. Die Eltern meiner Mutter wanderten nach Spanien aus. Die Kinder wurden alle in Spanien geboren. Etwa im Jahr 1907 kehrten sie in die Schweiz zurück. Der Grossvater führte in Poschiavo das Restaurant «Chalet della Stazione». Er starb früh. Die Grossmutter heiratete dann nochmals.

Mein Vater war Bauer und Lehrer, ich ging auch zu ihm in die Schule, aber nicht gerne. Er war sehr streng mit mir, noch strenger als mit den anderen.

Was habt ihr in der Freizeit gemacht? Zuerst mussten wir Aufgaben machen. Wenn sie nicht schön geschrieben waren, zerriss sie mein Vater, und ich musste es nochmals schreiben, anstatt draussen spielen zu können. Doch wir hatten es als Kinder schön. Wir konnten draussen auf der Strasse spielen, wir spielten jeweils bis 20 Uhr Verstecken.

Was ist damals auf den Tisch gekommen? Während des Krieges gab es nicht oft Fleisch. Alles war rationiert, aber wir hatten selber Eier, Milch und Käse. Einmal im Jahr gab es eine Metzgete. Immer nach der Metzgete hatte ich das Gesicht voller Pickel wegen des vielen Fleisches und der Würste. Einmal hängten sie einen Haufen Würste in einem

Nebenraum auf und gingen essen. Als wir herunterkamen, gab es keine Würste mehr – gestohlen.

Musstest du auch in eurem Bauernbetrieb mithelfen? Ja. Um sechs Uhr wurden wir geweckt. Wir mussten «zetten» und am Nachmittag rechnen und Häufchen machen. Ich half nicht gerne. Bauern war für mich ein Graus.

Was wolltest du damals werden? Im Alter von zwölf Jahren sagte ich zum Vater: «Wenn ich gross bin, will ich Serviertochter werden.» Er meinte: «Kommt gar nicht in Frage.» Alle haben studiert. Meine Schwester ist Kindergärtnerin, meine Brüder machten die Matura. Der Vater sagte: «Du musst etwas Rechtes lernen.»

Mit 16 Jahren ging ich nach Balgach im Rheintal, um Deutsch zu lernen. Dort musste ich arbeiten wie ein Idiot. Für 40 Franken im Monat musste ich den Haushalt machen und waschen, bügeln und mit Koks heizen – das war während des Krieges. Der Vater glaubte das nicht. Nachher kam ein Onkel von St. Gallen vorbei, er war Postinspektor. Ich erzählte ihm, was ich für ein Leben habe. Er schrieb dann nach Hause, sie sollten mich sofort holen kommen. Dann konnte ich nach Hause. Von der Schule wollte ich nichts wissen. Aber in den Haushaltungskurs in der Frauenschule ging ich trotzdem ein halbes Jahr lang. Nachher sagte die Mama: «Du könntest noch einen Weissnähkurs in der Frauenschule machen.» Der wäre nochmals ein halbes Jahr gegangen. Ich meinte: «Wenn ich einen Weissnähkurs machen muss, springe ich in den Fluss.»

Danach schickte mich der Vater ins Welschland, damit ich Französisch lerne. Durch einen Pfarrer fand er eine Stelle bei einer 97jährigen Dame. Ich musste ihr vorlesen und ein bisschen kochen. In den Französischkursen lernte ich Deutschschweizer kennen. Sie veranstalteten ein Deutschschweizer-Fest mit Ländlermusik, doch ich durfte eigentlich nicht weggehen. Ich wartete, bis die Frau schlief, und schlich mich mit den Schuhen in der Hand weg. Morgens um fünf Uhr kam ich nach Hause, wieder mit den Schuhen in der Hand. Um acht Uhr weckte sie mich und sagte: «Ma petite, on va à l'église.» – «Non, j'ai mal à la tête.» Das machte ich zwei-, dreimal, bis sie mich einmal erwischte. Sie schrieb dem Vater, sie könne die Verantwortung nicht mehr übernehmen, und ich musste nach Hause.

Eine Freundin rief mich an und erzählte, sie arbeite in Thun in einem wunderschönen Tea-Room, ich solle auch kommen. Mein Vater sagte nein, aber ich trötzelte, bis ich gehen konnte. Ich war dann in Thun im Service. Es war lustig, wir hatten viel Militär. Eigentlich wollte ich im Speiseservice arbeiten, ich war 18 Jahre alt. Per Zeitungsannonce suchte das «Grand Hotel

Alpina» Gstaad eine Saaltochter. Sie setzten mich dann an der Bar ein. Es kamen auch prominente Gäste wie der König Faruk. Ich machte dort die Saison, es war schön. So kam ich in den Service. Danach kam ich nach Zürich und ging nicht mehr weg. Meine Eltern hatten keine Freude, aber ich hatte an diesem Beruf Freude.

Zwischendurch ging ich immer ein paar Monate nach Hause, denn ich hatte Heimweh. 1952, mit 22 Jahren, bekam ich meine Tochter. Später lernte ich meinen Mann kennen.

- Reut dich dein Wegzug vom Puschlav? Was hätte ich im Puschlav machen wollen? Wir mussten alle weggehen. Keine Industrie, nichts.
- Was haben dir deine Eltern auf den Weg mitgegeben? Was war für sie wichtig? Wichtig war, im Leben ehrlich zu sein. Der Vater war noch Kassierer der Molkerei und hatte das ganze Geld in seinem Schreibtisch. Er sagte: «Wenn einer wagt, hier einmal etwas herauszunehmen, dann ...» Das Beispiel, das uns die Eltern gaben, war für das Leben massgebend.
- Wie oft seid ihr in die Kirche gegangen? Jeden Sonntag. Mein Vater war Organist. Es gab die Schule für Protestanten und die Schule für die Katholiken. Wir hatten mit den Katholiken gar nichts zu tun. Die Protestanten waren damals eine Minderheit. Man hatte sie nicht gerne. Sie hätten es am liebsten gehabt, wenn alle weggegangen wären.
- Hast du noch Kontakt mit Leuten aus dem Dorf? Ja, mit meiner besten Freundin damals. Wir sahen uns an der Klassenzusammenkunft. Wir schreiben einander immer noch. Eine andere, mit der ich noch Kontakt habe, wohnt in Regensdorf.
- Kannst du dich an deine ersten Eindrücke von Zürich erinnern? Lauter Enttäuschungen. Es gab falsche Leute, und ich konnte jeweils nicht begreifen, dass man so sein kann, dass es so böse Menschen gibt. Ich war richtig naiv. Ein Beispiel: Ich hatte ein Zimmer bei einer Frau N. an der Asylstrasse. Ich musste durch das Wohnzimmer in mein Zimmer gehen. Ich kam nach Hause, öffnete die Türe, ging auf die Toilette, und als ich wieder ins Zimmer kam, war mein Schlüssel nicht mehr da. Die Vermieterin rastete aus und drohte, die Polizei zu holen. Ich weinte. Eine Frau kam heraus und sagte: «Pack deinen Koffer und komm zu mir.» Sie wohnte an der Breitensteinstrasse. Ich konnte ein paar Tage bei ihr schlafen, und es kam dann heraus, dass sie eine Hure war. Ich hatte nicht gewusst, was das ist. Ich hatte damals noch Illusionen von Heirat in Weiss und Kinder haben – und dann siehst du so etwas, das man gar nie gesehen oder gehört hat. Ich weiss auch noch, wie ich mit 16 Jahren den

ersten Zungenkuss bekam und dachte: «Das ist ein Sauhund!» Wenn ich den heute noch sehe, gehe ich ihm aus dem Weg. So hat mich das beeindruckt. Ich wusste nicht, was das ist. Mit 15 Jahren sagte mir einmal einer: «Weisst du, wie die Kinder kommen? Der Mann muss in der Apotheke eine weisse Flüssigkeit kaufen, und dann muss er das der Frau hineintun. Das gibt dann ein Kind.» Es ist schon traurig, in diesem Alter so wenig zu wissen.

Einmal – es war an Weihnachten – rief ich aus Zürich zu Hause an und weinte. Ich sagte: «Vater, komm mich bitte holen. Ich halte es nicht mehr aus.» Er holte mich, und ich war wieder einmal ein halbes Jahr zu Hause.

Gab es auch schöne Seiten an der Stadt Zürich?
Ja, ich war einfach gerne hier in Zürich. Ich musste immer arbeiten. Wir hatten nicht viel Freizeit, nur einen einzigen freien Tag und keine Ferien. Ich hatte ein Zimmer bei einer älteren Frau. Heute hat jeder eine Wohnung. Ich hatte hier auch Freundinnen. Man ging ins Kino oder einmal tanzen.

Wie bist du zu deiner ersten Stelle in Zürich gekommen?
Die erste Stelle war das «Tea-Room Neuhaus» am Stauffacher. Ich hatte mich im Stellenbüro, es hiess «Büro Vera», erkundigt. Sie schrieb mir ein paar Adressen auf. Der Chef sagte mir dann immer: «Du bist so anders als alle anderen. Du fluchst nicht, du hast gute Manieren. Du passt gar nicht hierher.» Danach hatte ich noch ein paar Stellen. Schliesslich kam ich zum «Autopark» in Schwamendingen. Dort blieb ich zehn Jahre lang, war im Service und vertrat den Chef ein wenig. Nach zehn Jahren kam mein Bruder. Er meinte: «Du bist gut in deinem Beruf. Fang doch selber an.» Er bot mir seine Hilfe an, und ich suchte ein Restaurant und fand das «Letzi». Das ging wunderbar.

Im «Letzi» ging es ziemlich turbulent zu und her. Am runden Tisch sassen jeweils viele Junge. Ich hatte eine Musikbox mit den Platten, die sie mochten. Manchmal war es halt ein wenig laut. Das mochten wiederum die Alten nicht und fluchten wegen der Musik. Ich musste mich für die Jungen entscheiden. Man hatte aber auch schlechte Zeiten. Es ist halt allerhand in dieses Restaurant gekommen. Einer wollte mir einmal seinen Helm an den Kopf werfen. Wir haben ihn hinausgeschmissen. Dann drohte er, er würde mir die ganze Bude demolieren. Wenn sie besoffen waren, ist es schlimm gewesen.

Das «Letzi» war ein gutbürgerliches Speiserestaurant, ein Quartierrestaurant. Während den ersten Jahren war es viel schöner. Es kamen immer dieselben, man ist wie eine Familie gewesen. Und nachher, als die Drogen gekommen sind ... Wenn ich mich nachmittags hinlegte, pafften sie hinter dem Haus.

Ich wusste damals noch nicht einmal, was Drogen sind. Einmal kam einer von der Toilette herauf, und ich dachte: Das riecht jetzt so komisch. Da sagte mir jemand: «Merkst du nicht, was da unten geht? Das ist Haschisch.» Dann ging ich hinunter und sagte: «Noch einmal, und dann ...» Mit den Drogen war es schlimm.

Kamen auch Leute aus dem Puschlav? Ja. Ich hatte einmal die «Progrigioni Italiano». 55 Personen. Ich machte ihnen Pizzocheri und gemischten Salat. Auch den Puschlavern machte ich Pizzocheri. An Weihnachten feierten sie ihr Fest – nur Puschlaver. Ich öffnete nur für sie. Wir hatten einen Christbaum, und es kamen alle Kinder vom Puschlav, die hier wohnen. Im Herbst hatten wir «Castagnata». Sie brieten im Garten Marroni. Einmal in der Woche kamen sie jassen. Es war eine schöne Zeit.

Hattest du in Zürich immer Kontakt zu Puschlavern? Nicht viel. Es gibt einen Verein. Als ich das Restaurant übernommen habe, sind sie immer gekommen. Zum Abschied sind sie mir auch singen gekommen. Schön. Der «coro Alpestre». Es sind auch Puschlaver, die hier wohnen. Ich hatte immer Freude, wenn ich Puschlaver sah.

Wie kamst du als Mutter mit vier Kindern zurecht? Die älteste Tochter wuchs bei den Grosseltern auf. Die drei andern waren meistens bei der Schwiegermutter. Es ist schwer gewesen. Auch mit dem Geld. Ich arbeitete im Service, meistens am Abend. Wenn ich Frühdienst hatte, ging ich zu den Kindern nach Hause. Wenn ich frei hatte, nahm ich sie zu mir. Ich hoffte immer: «Du musst jetzt vielleicht bald nicht mehr arbeiten gehen.» Aber das hat es nicht gegeben. Vier Autos. Kaum war eines bezahlt, stand schon wieder ein neues da. Ich musste es bezahlen. Mein Mann hat nicht gerne gearbeitet. Seine Mutter hat ihn unterstützt. Jemand musste Geld verdienen. Für die Kinder war das nicht gut. Nachher hielten sie mir vor, dass sie bei der Grossmutter aufwachsen mussten. Jetzt haben sie Verständnis, aber eine Zeitlang war es nicht gut.

Mein Exmann hat getrunken. Mit 59 Jahren ist er gestorben. Nachher hatte ich den Eddi, den ich im «Autopark» kennengelernt hatte. Er war Koch. Er war aber zwanzig Jahre jünger als ich. Als ich das Restaurant übernahm, war das sein Untergang – auch diesmal mit dem Trinken. Er starb mit 39 Jahren, seine Leber war kaputt. Wenn ich sagte, er solle mit Trinken aufhören, meinte er: «Ich werde 100 Jahre alt. Das macht mir nichts.» Ich bin immer an Männer geraten, die trinken. Jetzt geht es mir gut mit Armand. Ich will es jetzt nicht mehr anders.

So ist mein Leben gewesen. Hinauf und hinunter. Die Schwiegermutter war ganz schlimm.

Hattest du über alle Jahre hindurch Kontakt mit Poschiavo? Als ich verheiratet war, ging ich immer in den Ferien nach Hause. Immer ins Ferienhaus der Eltern. Die Kinder waren gerne dort oben. Und es hat uns gut getan. Mein Vater hat alles bezahlt. Mein Exmann war auch nicht fähig, uns die Ferien zu bezahlen.

Hat dich dein Vater immer unterstützt? Ja, ein bisschen. Ich wollte nicht von den Eltern abhängig sein. Ich habe ja gearbeitet. Aber ich musste immer alles bezahlen. Die Männer haben mich «gerupft». Beide. Ich wäre heute eine reiche Frau, wenn ich das alles noch hätte. Aber es ist vorbei.

Dafür habe ich vier anständige Kinder. Das ist auch viel wert. Mit meinem Sohn habe ich ein gutes Verhältnis. Und mit den Töchtern auch. Die einen sind halt ein wenig weit entfernt. Die älteste hat nie Zeit. Aber sie ruft immer an, und wenn sie einmal für ein paar Stunden in Zürich ist, kommt sie schnell vorbei.

Wie war für dich das Erlernen der deutschen Sprache? In dieser Frauenschule hatten wir Kochstunden. Die Lehrerin erklärte uns, wie wir das machen müssen. Ich fragte: «Was heisst das?» Dann habe ich wie der Blitz Stunden genommen. Hochdeutsch habe ich dann gesprochen. Ich lernte aber schnell. Wir hatten zu dritt ein Zimmer. Die anderen Mädchen kamen aus dem Prättigau und vom Oberhalbstein. Sie haben richtig «gebündnert». Das habe ich sehr schnell angenommen und brachte es auch nicht mehr weg.

Wie war dein Kontakt zu den Deutschschweizern? Der erste Kontakt zu den Deutschschweizern fand im Welschland statt. Deutschschweizer gab es in der Schule, wo wir Französischstunden hatten. Ich merkte, dass die Welschen die Deutschschweizer nicht so gerne haben. Da sagte mir jemand: «Wenn du Französisch lernen willst, musst du nicht mit den Deutschschweizern verkehren. Du musst nicht immer deutsch sprechen. Sonst lernst du es nie.» So begann ich, ein bisschen französisch zu sprechen. Ich hatte eine Freundin, die konnte nur Französisch. Innert eines Jahr konnte ich perfekt Französisch schreiben und sprechen.

Was hielten die Zürcher vom Puschlav? Einige fragten: «Puschlav, ist das in Italien?» Oder: «Seid ihr dort unten hinter dem Mond zu Hause?» So tönte das jeweils, und so tönt es heute noch. Noch heute wissen viele nicht, wo das liegt.

Als was fühlst du dich heute? Ich habe Zürich sehr gerne. Ich bin jetzt bald 50 Jahre hier. Ich fühle mich als Zürcherin, aber Poschiavo ist auch noch meine Heimat. Ich habe ja beide.

Wie siehst Du das Zusammenleben von In- und Ausländern? Ich wünsche mir, dass es nicht mehr so viele Ausländer hat. Es ist im Moment schon ein bisschen schlimm. Die Kriminalität und alles. Das gab es früher in Zürich nicht, jedenfalls nicht in diesem Ausmass.

Was braucht es, damit es funktioniert? Toleranz gehört dazu. Und Anpassung. Man muss immer denken, dass das Menschen sind wie wir auch. Ich bin immer nett zu allen; auch zu den Schwarzen, wenn ich im Ausland bin.

Hattest du in deinem Restaurant auch ausländisches Personal? Ich hatte während drei Jahren eine Portugiesin, ein feines Mädchen. Weil sie und ihr Mann keine Wohnung fanden, durften sie bei mir wohnen. Er half mir jeweils im Keller. Das waren ganz gute Leute. Einen Jugoslawen hatte ich auch. Mit ihm war ich auch zufrieden.

Nigg, Heinz (1999) Da und fort. Leben in zwei Welten.
Zürich: Limmat Verlag und www.migrant.ch



Except where otherwise noted, this site is
licensed under a [Creative Commons Attribution 2.5 License](https://creativecommons.org/licenses/by/2.5/)